Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 27

Artikel: Der Weg

Autor: Dutli-Rutishauser, Maria

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644642

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ständig seine unverständlichen Laute, seine beiden Füße sind total verkrüppelt.

Wir steigen treppauf in die Männerabteilung. Da trappt durch den Hausgang ein merkwürdiger Pflegling: klein, gedrungen, borstenhaarig, knollennasig, kurz von einer ausgesprochenen Häßlichkeit. Aber seine vergnüglichen Aeuglein blinzeln. Taubstumm, blödsinnig, daheim vernachlässigt, bis „Gottesgnad" sich seiner erbarmte. Daniel winkt uns, er möchte uns etwas zeigen. Er kramt aus seinem Bett zwei Stoffpuppen hervor. Die sind sein ein und alles, seine Liebe, sein Talisman. Oft, wenn er bösartig wird, straft ihn die Schwester damit, daß sie ihm seine Puppen wegnimmt. Dann winselt er solange, bis er sie wieder bekommt. Auch ein hölzernes Kühlein bringt er uns aus seinem Nachttisch. Wir müssen es streicheln. Er lacht zufrieden. Unbändig freut er sich auf die bevorstehende Autofahrt nach Kandersteg. Seine drastischen Radbewegungen deuten jeden Tag darauf hin.

In seiner Stube liest einer aus dem Hasletal, der älteste der männlichen Pfleglinge. Am einen Auge blind, altersschwach mit seinen 89 Jahren, hat er doch noch etwas recht „Chächs" an sich. Mit Stolz zeigt er uns alte, wertvolle „Gschriften" über seinem Bett und schüttelt uns die blitzsaubern Bett- und Kissenüberzüge auf. „Die han-i de selber bi üs daheim am Wäbstuhl gwobe", meint er selbstbewußt.

In einer Laube, um einen langen Tisch, trinken ein paar ihren Zvieri-Kaffee. Schwachsinnig, taubstumm die meisten. Einer dabei, ein unförmiger Fettklotz, schwer herzleidend, der sich beinahe nicht rühren kann. Wieder ein anderer, blind.

Wir kommen in die Rauchstube. Dort dürfen sie „tubaken". Ihr liebster Zeitvertreib. Einer, von Zweisimmen, zitterig und an den Beinen gelähmt, sitzt ganz vergnüglich in seinem Lehnstuhl und qualmt drauf los. Als wir ihn fragen, ob das schmecke, meint er: „Ja, ja, gwiß-wäger, un i bin froh, daß ich gäng no mys Pfyffli ha."

Als wir wieder in den untern Stock kommen, sehen wir in der Fensterecke eine Gruppe zusammensitzen: Frauen und Mädchen. Mittendrin eine junge mit großen, wie flehenden Augen, an ihren Stuhl gebunden. Schüttellähmung infolge von Schlafkrankheit. Tag und Nacht dieses zermürbende Hin und Her, Auf und Ab aller Körperteile, unsagbar traurig! Eine andere, schwachsinnige, gibt ihr geduldig zu essen.

So ist auch im Brodhüsi das vielseitige Leiden der Unheilbaren zuhause. Betreut von einer nie versiegenden Liebe, von einer wunderbaren Geduld und von einem sich den Bedauernswerten hingebenden Opfersinn.

Wir nehmen im Eßzimmer der Schwestern mit diesen das „Zvieri" ein. Nachher plaudert man noch zusammen, man spricht von den Asylen, von Spiez, vom Brodhüsi, vom Daniel, seinen Launen und seinen Puppen, von der alten Iseltwalderin, von der „Kinderstube" des Hauses und von der in Aussicht stehenden Autofahrt der Pfleglinge nach Kandersteg, auf die sich alle wie Kinder freuen .... Die Zeit rückt.

Gegen Abend verlassen wir das heimelige Haus über der Simme, das Haus derer zu „Gottesgnad". Einmal mehr sind wir zur Erkenntnis gekommen, daß der Mensch, der über ungebrochene körperliche und geistige Kraft verfügt, aber auch derjenige mit allerlei kleinen Leiden und oft vermeintlichen Bresten, so ganz von Herzen dankbar und zufrieden sein sollte, Tag um Tag, im Hinblick auf jene Aermsten der Leidenden, die Unheilbaren.

Dem Werke selber aber, das in den Asylen „Gottesgnad" in Beitenwil, Ittigen, St. Niklaus, Mett, Spiez/Brodhüsi, Langnau und Neuenstadt von der christlichen Liebestätigkeit zeugt, wünschen wir die tatkräftige Mithilfe recht vieler. Damit soll auch die Dankbarkeit und die restlose Anerkennung der Mitmenschen denen bekundet werden, die Tag und Nacht jenen Unheilbaren zur Seite stehen, ihnen Heim und Heimat zu ersetzen trachten, liebend, helfend, erbarmend: den vielgetreuen Schwestern des Berner Diakonissenhauses. Der Helfer aller Helfer aber lege auf das Werk „Gottesgnad" seinen reichen Segen! E. O.

Das Häuschen. Von Ernst Oser.

Am Ufer steht es, alt und klein,
Ein schmuckes Gärtlein drum
Behütet das Versonnensein
Wie stilles Heiligtum.

Zwei alte Leutchen wohnen dort,
Der Jugend Lachen auch.
Das Häuschen ist der Ruhe Port,
Durchweht von frischem Hauch.

In allen Stuben Sonnenglanz,
Ist auch der Himmel grau.
Ins Gärtchen grüßt der Berge Kranz,
Liegt neu der See im Blau.

Als sei's vom Herrgott hingestellt,
So steht das Häuschen dort ...
Du traumversunk'ne, kleine Welt,
Dein denk' ich fort und fort!

Der Weg. Von Maria Dutli-Rutishauser.

Sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Der Scheidungsprozeß war ja so entschieden, wie sie es sich vorgestellt hatten. Was wollten sie also noch mehr? Nichts, — sie waren zufrieden, daß die Qual ein Ende hatte. Die peinlichen Verhöre ärgerten einen schließlich bis zum Ekel, — nun waren sie für immer abgetan. Wie in Traum würden die paar Jahre hinter ihnen liegen, die sie in der Ehe zusammen verbracht hatten. Und nun wollten sie das Leben neu aufbauen, — ein jedes dort, wo es ihm gefiel.

Aber warum zögerte die junge blonde Frau, als sie neben ihrem Anwalt die breite Treppe des Gerichtsgebäudes hinunterstieg? Sie war doch fertig mit ihm! Sicher, sie empfand es in dieser Stunde, daß es gut war, sich von ihm getrennt zu haben. Aber doch schnitt es ihr ins Herz, daß der Mann, dem sie vier Jahre lang Gattin und dessen Kind sie Mutter gewesen war — daß er gelacht hatte, als der Urteilsspruch verlesen wurde. Das Kind gehörte ihr, der Vater hatte freiwillig darauf verzichtet.

Frau Grete ließ sich schwer in die Polster des Wagens fallen, der sie nach ihrer Wohnung brachte. Als sie das Haus betrat, kam ihr doch der Jammer ihrer Lage zum Bewußtsein. Was wollte sie in den eleganten Räumen, die sie morgen verlassen mußte? Sie waren ihr so schon verhaßt. Hier war sie eingezogen, hatte geliebt und das Leben schön gefunden, — hatte ihrem Gatten das Kind ihrer Liebe geboren — — war hier verraten worden. Wer hätte auch ahnen können, daß ihre liebste Freundin sie betrügen und verdrängen würde?

Aber das war nun so. Morgen würden die Möbel fortgeschafft, und sie bezog in einer andern Stadt ein kleines, stilles Haus.

Den Gang herauf sprang munter das kleine Mädchen. Wie ein Schmetterling kam es ins Zimmer geflattert und

hintendrein folgte das Fräulein mit ernstem Gesicht. Sie wußte, was dieser Tag ihrer armen Herrin gekostet.

Frau Grete umarmte stürmisch ihr Kind, und heiße Tränen liefen über ihre Wangen.

„Nicht weinen, Mamma", schmeichelte die Kleine, „ich hab dich ja lieb!"

Die Frau wandte sich ab, aber das Mädchen stellte sich auf die Zehen und streichelte der Mutter blasse Wangen.

„Wo ist Papa?" fragte es scheu.

„Er kommt nie mehr zu uns und du mußt nie mehr nach ihm fragen, Marianne!"

Fast böse hatte es die junge Frau gesagt und sah nicht, wie groß und erstaunt des Kindes Augen an ihr hingen.

*

Das kleine, stille Haus in der Stadt am See besaß einen großen Garten. Marianne freute sich daran, und Frau Grete richtete sich im trauten Heime für ihre Witwenschaft häuslich ein. Sie wollte nun ganz dem Kinde leben und die Welt meiden, die so falsch war.

Menschen kamen auch selten in das stille Haus. Aber die Krankheit kam. Eine böse gefährliche Diphterie. Die raffte das Kind dahin in wenigen Tagen, obschon die verzweifelte Mutter alles zu seiner Rettung aufbot. An einem nebligen Morgen war's zu Ende. Frau Grete hielt das fiebernde Körperchen in den Armen und schluchzte einmal zum Erbarmen:

„Marianne, Kind, bleib da, sonst bin ich ganz allein!"

Und eben da redete das Kind im Fieber:

„Mamma, ich muß meinen armen Papa suchen gehen, — er wird sich wohl verirrt haben!"

Dann war es aus. Wie unter einem Banne tat Frau Grete alles, was zur Bestattung der kleinen Leiche nötig war, ließ auch die Todesanzeige einrücken im Tagblatt.

Und auch das ging vorüber. Es blieb nur das einsame Haus, die Trauer um das Kind und die Angst vor der freud- und liebeleeren Zukunft. Es kam ihr einmal in den Sinn, wie gut das wäre, wenn Max ihr in diesen Stunden beigestanden hätte. Aber darüber wurde sie rot wie ein junges Mädchen, das sich auf einem sündhaften Gedanken überrascht. Nein, das war doch vorbei —!

*

Wenn kleine Kinder Engel werden, dann dürfen sie sich im Himmel etwas ausbitten.

Marianne erbat sich ein Flügelpaar und zwei Tage freie Zeit. — Zuerst spielte sie ihrem Papa die kleine Todesanzeige in die Hände. Der stand und starrte darauf hin. Und plötzlich rührte sich etwas in ihm. — Er hätte das tote Kind sehen mögen. Aber nein, das ging nicht, — Grete würde ihn nicht ins Haus einlassen. Ueberhaupt waren das Torheiten, er hatte ja mit der Vergangenheit endgültig abgebrochen. — Aber es ließ ihm keine Ruhe. — Vielleicht, weil die Gegenwart doch nicht so war, wie er sie gedacht hatte. Die Lotte war nicht das wert, was er ihretwegen geopfert hatte. Erst jetzt gestand er sich, daß er oft das Verlangen trug nach dem stillen Wesen seiner Frau, — nach dem sonnigen Kinde, das nun tot war.

Eine Woche ließ Max dahingehen, dann fuhr er abends nach Geschäftsschluß in die Stadt.

Auf dem Friedhofe fand er bald die Stelle, wo Kindergräber in endlosen Reihen lagen. Das letzte mußte Mariannes Grab sein. Er erkannte es an den vielen weißen Rosen, die darauf langen. Weiße Rosen waren die Lieblingsblumen Gretes. Er nahm eine Rose in die Hand. Seltsam, wie ihr Duft ihn an die Frau erinnerte, die er verlassen hatte! Wie er zwischen den zarten Blättern das süße Gesichtchen Mariannes zu sehen glaubte.

Dann aber besann er sich. Er war doch nur hergekommen, die Stelle zu sehen, die sein Kind barg, dann hatte er gehen wollen. Aber etwas hielt ihn fest. War es der Duft der Rosen oder die Erinnerung an die reine tiefe Liebe, die ihm seine Frau und das Kind geschenkt hatten. — Unwillkürlich verglich er Grete mit ihrer Freundin, die ihn von dem stillen Herde abwendig gemacht hatte. Ein Ekel erfaßte ihn vor der oberflächlichen Art seiner neuen „Freundin" und ein Sehnen nach der abgeklärten Ruhe seiner vernichteten Ehe.

Mit schwerem Herzen dachte Max an all das, was er verloren, und es kam ihm vor, als berge dieser kleine Grabhügel nicht nur sein totes Kind, sondern sein ganzes, so leichtsinnig zerstörtes Glück. Er merkte nicht, daß der Geist der kleinen Marianne ihn umwehte, daß sie daran war, ihren Papa zu suchen, der sich verirrt hatte — — —.

Und in der Stunde, wo Max am Grabe seines Glückes stand und an die dachte, die er verschmähte, da führte ihm der kleine Engel seine Frau zu.

Grete hatte umkehren wollen, als sie Max am Grabe ihres Kindes sah. Aber er hatte ihren leichten Schritt vernommen und kam ihr entgegen. Was dann folgte, nein, — man kann das nicht sagen, es ist geheimnisvoller als das erste Liebesgeständnis junger Seelen, — es ist das in Leiden und Sehnsucht gereifte Erkennen, daß zwei Herzen, die durch das Band der Ehe geeint und von zwei Kinderhändchen gehalten, sich gegenseitig zum Lebensbedürfnis geworden sind —.

Frau Grete mußte fragen:

„Wie hast du nur den Weg wieder gefunden, Max, — du warst doch so weit abgeirrt? —"

„Das Kind, Grete, das Kind ließ mir keine Ruhe, und wie ich erst sein Grab fand, da war der Weg kurz zu dir. Und nun laß die Trauer um die Kleine, mir ist immer, wir müßten uns freuen, daß gerade unser Kind es war, das mir hat heimfinden helfen — das mir den Weg gewiesen zu deinem treuen stillen Herzen!

Rundschau.

Zwischen Hugenberg und Darré.

Am 30. Januar, als Hitler das Reichskanzleramt antrat, standen den nationalsozialistischen Ministern eine Mehrheit von deutschnationalen Kollegen gegenüber. Am 30. Juni, nach genau fünf Monaten, wurde Hugenberg, der alte Führer der Deutschnationalen, zum Gehen gezwungen. Am 30. Januar verbündeten sich die beiden Parteien, wie es schien, für die Ewigkeit, und es gab welche, die sagten Hitler auf den Kopf zu, Hugenberg werde ihn blamieren und zuletzt auffressen. Am 30. Juni zeigte sich, daß diese Ewigkeit nur rund 150 Tage gedauert, und daß das Auffressen genau umgekehrt gegangen sei. Ebenso das Blamieren.

Jetzt hat Hitler die vier Ministerien Hugenbergs auf zwei Schultern geladen: Zwei für den Herrn Dr. Kurt Schmitt und zwei für den Herrn Darré. Kurt Schmitt wird Wirtschaftsminister, Darré aber Landwirtschaftsminister, und das ist wichtiger. Von Dr. Kurt Schmitt, der kapitalistisch eingestellt ist und Experimente ablehnt, wird man kaum viel hören, desto mehr von Darré. Schmitt ist ein ähnliches Schicksal wie Hugenberg zugedacht — von der Entwicklung nämlich. Darré dagegen ist der Ausdruck einer bestimmten revolutionären Bewegung, die vor bisher wohl gehüteten Schranken nicht Halt machen will.

Am Sonntag hat Hitler in Reichenhall eine Rede gehalten und ausgeführt, drei Phasen der fascistischen Revolution seien bereits durchlaufen. Jetzt beginne die vierte.